

Hedwig Seyr

**Kinder.Heim.Weh.
Bilder einer Odyssee**

**Vorwort von
Gerda Sengstbratl**

**Illustrationen von
Bernhard Kollmann**

Hedwig Seyr

Kinder.Heim.Weh.

Bilder
einer Odyssee

Inhalt

Vorwort	7
1 Verzaubert 1925 Buzau in Rumänien	11
2 Unbehaust 1930 Wien Favoriten, Sammellager	17
3 Zerschnitten 1938 Wien Breitenlee	23
4 Gefesselt 1939 Wien Alsergrund, Kinderübernahmestelle ..	31
5 Losgelassen 1940 Wien Floridsdorf, Pflegefamilie	37
6 Verlegt 1941 Wien Ottakring, Am Spiegelgrund	45
7 Verborgen 1942 Wien Ottakring, Am Spiegelgrund	51
8 Eingezwängt 1943 Wien Simmering, St. Joseph	57
9 Erwischt 1944 Wien Ottakring, Am Spiegelgrund	65
10 Abgemagert 1945 Wien Ottakring, Steinhof	71
11 Entwichen 1946 Wachau, Erlanghof	75
12 Geduckt 1947 Wachau, Erlanghof	79
13 Gewehrt 1947 Wien Sievering, Sängerwarte	87
14 Auserkoren 1949 Graz, Karlauplatz	95
15 Verschmerzt 1950 Wien Sievering, Sängerwarte	103
16 Verspätet 1995 Wien Favoriten	109
17 Angekommen 2005 Rumänien	110
Anhang	114

Vorwort

von Gerda Sengstbratl

1925, Rumänien. Die zarte, junge Sorana ist zum zweiten Mal schwanger. Ihr Zuhause ist ärmlich. Es ist der Tag, an dem ihr österreichischer Mann Joseph zurück nach Wien aufbricht. Er würde sie und die Kinder nachholen. Sorana träumt von ihrem leuchtenden zukünftigen Leben in dieser Traumstadt. Von rosa-roten Rüschenkleidern, von den Schaufenstern, dem Riesenrad, dem Walzer. Das Leuchten würde sie allerdings nicht erleben.

Sie wird Kinder bekommen. Eines nach dem andern. Sie alle werden in einer Baracke mit all den Zuwanderern aus der zerfallenen Monarchie wohnen. Es gibt Schlafkisten mit Stroh und keine Betten. Joseph hält sich und seine Familie mit Tischlerarbeiten eher schlecht als recht über Wasser.

Wir Lesende begleiten die Kinder beim Erbetteln von Milch. Wir sind dabei beim Anschreibenlassen beim Kaufmann. „Na gut, ein letztes Mal!“ Noch einmal anschreiben lassen, dann würde er die Familie der Fürsorge melden. Wir sind Zeuginnen und Zeugen vom Hunger. Wir sind beim Füttern des Huhns Gogo und der Kätzchen dabei. „Wie unvernünftig, sich auch noch Tiere ins Haus zu holen!“, wird später die Fürsorgerin sagen, als sie mit Gendarmen auftaucht und Sorana die Kinder wegnimmt. „Verlogenes Pack! Lügenmärchen! Sie kommen ins Heim!“ Sorana muss unterschreiben, dass sie einverstanden ist. Zuvor hatte man ihr schon die älteren Kinder weggenommen. Kurz war sie auf der Psychiatrie gewesen. Keines der Kinder würde ihre Mutter je wiedersehen.

Die Gesellschaft wird repräsentiert durch Lehrer, Schulwart, Gendarmen, die Fürsorgerin und später auch durch die Mehrzahl der Nonnen in den Heimen. Sie beleidigen, schlagen, lassen sich herab auf eine Mutter und ihre Kinder. Sie üben Gewalt auf eine Gruppe Menschen aus, die sie als minder bewerten. Sie agieren von oben herab. „Zigeuner. Die reden Kauderwelsch! Fratzen!“ Dass zwischen Sorana und den Kindern eine starke Liebesverbindung besteht, dass Kinder, Mutter und am Rande auch der Vater wie ein einziger Organismus sind, interessiert die Staatsorgane nicht.

Unter den Ordensschwestern gibt es ein paar Ausnahmen. Jene mit einem weichen Herz für das Kind Ramona, Mona genannt. Mona rückt in die Mitte unserer Aufmerksamkeit. Das Kind versteht nicht, was es falsch gemacht hat, dass man es der Mutter wegnahm. Schutzlos ist es einer Institution ausgeliefert. Es wird bestraft und erniedrigt. Es redet zu den Sternen und schwört sich: „Ich werde weglauen. Im Sommer.“

„Höchstgradig verwahrlost“, schreibt man im Bericht über das Kind, weil es die riesige Kratzunterhose nicht anzieht.

Bei der Pflegefamilie stellt die Pflegemutter den eigenen Kindern Kakao hin – und Mona Wasser. Sie nimmt die eigenen Kinder auf den Schoß und küsst sie. Mona sitzt im gleichen Raum und muss das Publikum für etwas abgeben, das sie vermisst. Sie sehnt sich nach den Liebkosungen ihrer eigenen Mutter. Ein Pflegekind bringt der Familie ökonomisch etwas ein. Deshalb wird Mona eine Zeitlang dabeihalten. „Du Dummerl. Du kannst nur blöd schauen. Patscherl. Dummes Kind.“ Mona merkt sich den „Erlkönig“ rascher als die Tochter der Pflegefamilie. „Du brauchst nicht so g’scheite Wörter in deinem Kopf“, sagt die Pflegemutter zu Mona. Mona macht nachts ins Bett. Da gibt die

Pflegefamilie das Kind zurück an den Staat. In die Kinderübernahmestelle.

„Verzupf dich!“, sagt eine der Schwestern zu Mona, als sie nicht zu betteln aufhört: Sie will unbedingt in die Schule. Wir begleiten Mona in diesem Text noch lange weiter auf ihrer Odyssee, bei ihrem Älter werden, erleben sie in ihrer Intelligenz, ihrem Freiheitswillen, ihrer Liebesfähigkeit.

Wie bei den Aborigines, bei den amerikanischen Ureinwohnern und bei vielen anderen Ethnien nimmt der Staat dieser Familie die Kinder weg und steckt sie in Heime. Es ist ein Akt der Unterwerfung und Entmachtung von Armut Betroffener. In diesem Text ist es ein Gewaltakt gegen Kinder. Besonders ein Kind.

Vor dem Jugendstiltheater in Wien hängt eine kaum leserliche Gedenktafel für die ermordeten Kinder vom Spiegelgrund, einem ehemaligen Kinderheim.

Es gibt aber Kinder, die ihren Eltern weggenommen wurden. Kinder, die schutzlos die Brutalitäten am Spiegelgrund überlebten. Kinder, die erwachsen wurden und die ein ganzes Leben lang an den Folgen zu leiden hatten. Für sie gibt es keine Gedenktafel.

Diesen Kindern setzt Hedwig Seyr im vorliegenden Text ein Denkmal. Wir als Lesende werden Zeuginnen und Zeugen. Wir begleiten die Kinder. Wir erschrecken mit ihnen. Wir lassen sie bei den Erniedrigungen, bei der emotionalen Kälte und Brutalität, denen sie ausgesetzt sind, nicht mehr allein. Wir stehen hinter diesen Kindern, die damals niemanden hatten. Doch jetzt sind wir da. Die Autorin nimmt die Kinder bei der Hand und führt sie zu uns, damit wir sie bemuttern. Wir werden im Text zu Sorana. Wir alle. Leserinnen und Leser.

1 Verzaubert

1925 Buzau in Rumänien



Draußen regnet es. Die junge Sorana steht vor dem Spiegel in ihrem Schlafzimmer. Ihr Mann Joseph ist abgereist, nach Wien, in seine Heimatstadt. Sie weiß nicht, wann er zurückkehren wird.

„Bald, mein Schatz“, hatte er ihr mit seiner tiefen Stimme in brüchigem Rumänisch ins Ohr geflüstert und mit seiner großen Tischlerhand über ihren Bauch gestreichelt.

„Sicher noch vor dem Frühling, bevor unser Zweiter auf die Welt kommt. Er soll Joseph heißen.“ „Josif“, hatte Sorana lächelnd gesagt. Sie waren auf der Türschwelle gestanden, er war langsam davon gegangen, ohne sich nochmals umzudrehen. Sorana war an diesem Tag aufgefallen, dass er stark hinkte.

Der Herbstregen plätschert vom Dach. Die Sonne ist schon seit Tagen nicht mehr zu sehen. Nun betrachtet sich Sorana im goldumrahmten Spiegel in ihrem Schlafzimmer, den hatte sie von ihren Eltern Aurika und Dumitru zur Hochzeit geschenkt bekommen. Wunderschön ist es, das kostbarste Stück in dem sonst recht kargen, niedrigen Raum. Sorana streicht mit ihrer Hand über den glänzenden Rahmen. Das Himmelbett würde er selbst bauen, hatte Joseph versprochen. Noch schlafen sie auf dem Eisenbett, das ihnen der Händler, mit dem Joseph Geschäfte mit Möbeln macht, geborgt hatte. Hart ist es, Sorana hat am ganzen Körper blaue Flecken, weil sie immer wieder an die Stangen stößt. Ihre Haut sei eben zu dünn, kein Fett darunter, meinte Joseph, wenn er sie wohlgefällig betrachtete. „Aber so schöne Augen und ein Mund zum Verlieben“, sagte er seinen Kollegen gegenüber, wenn sie ihn fragten, was er an der zarten Frau finde, dass er wegen ihr in diesem Nest am Rande der Welt bleibe.

Soranas Bruder Liviu hatte Joseph Bruckner auf dem Gemeindeamt kennengelernt. Liviu war Lehrer und sollte für den ausländischen Möbelhändler, als den sich Joseph ausgegeben

hatte, übersetzen. Der Bürgermeister hatte ihn darum gebeten, er könne doch ein wenig Deutsch. Liviu war sofort von dem Fremden beeindruckt gewesen und hatte ihn mit nach Hause zu den Eltern Aurika und Dumitru genommen. Er sei ein wichtiger, vielleicht auch reicher Mann aus Österreich, aus dem großen, glänzenden Wien. Mutter Aurika war skeptisch, sie hatte gleich nach Josephs Frau und Kindern gefragt, das Alter für eine Familie hatte er. Joseph hatte ausweichende Antworten gegeben und überhaupt war die Kommunikation nicht einfach gewesen. Wenige Worte Josephs hatten jedoch gereicht, um Soranas Aufmerksamkeit auf den fremden Mann zu ziehen. Sie wollte weg aus Buzau, wollte etwas erleben, hatte zwar mit Liviu schreiben, lesen und rechnen gelernt, konnte sogar ein wenig Deutsch. Das hatte Joseph beeindruckt, er war immer öfter ins Haus gekommen. Er lachte viel und brachte Fröhlichkeit in die sonst eher düstere Stube der Popescus. Bald war er auch bei den Eltern ein gern gesehener Gast, immer elegant gekleidet, mit schwarzem Anzug und zylinderartigem Hut. Trotzdem, wenn er im Haus einen wackligen Stuhl oder Tisch entdeckte, legte er sofort Hand an, reparierte das Möbelstück, brachte auch neues Mobiliar, einen schönen Kasten für das Vorzimmer, ein Bett für Soranas Schlafzimmer. Sein Hinken bemerkte sie erst viel später, obwohl sie seinen schlanken Spazierstock mit dem elfenbeinernen Knauf in einer Ecke stehen gesehen und ihn heimlich berührt hatte. Alle waren sie um den Tisch gesessen, Sorana sollte die Suppe auftragen, war dazu von Mutter Aurika in die Küche geschickt worden. Da hatte sie den Knauf gesehen, einen Wolfskopf mit aufgerissenem Maul und blauen Augen, solchen, wie Joseph sie hatte, der fremde Mann mit der melodischen Stimme. Sie hatte den Knauf berührt, das Maul, die Augen, wie angenehm spürte sie das Elfenbein unter

ihren Fingern. Einige Wochen später war er dann zu Vater und Mutter gekommen und hatte um ihre Hand angehalten, die Hand mit den Fingern, die den Knauf berührt hatten. Sie würden bald nach Wien übersiedeln, dort im Schönbrunner Schlossgarten spazieren gehen, im Prater mit dem Riesenrad fahren, ein großes, schönes Haus bewohnen.

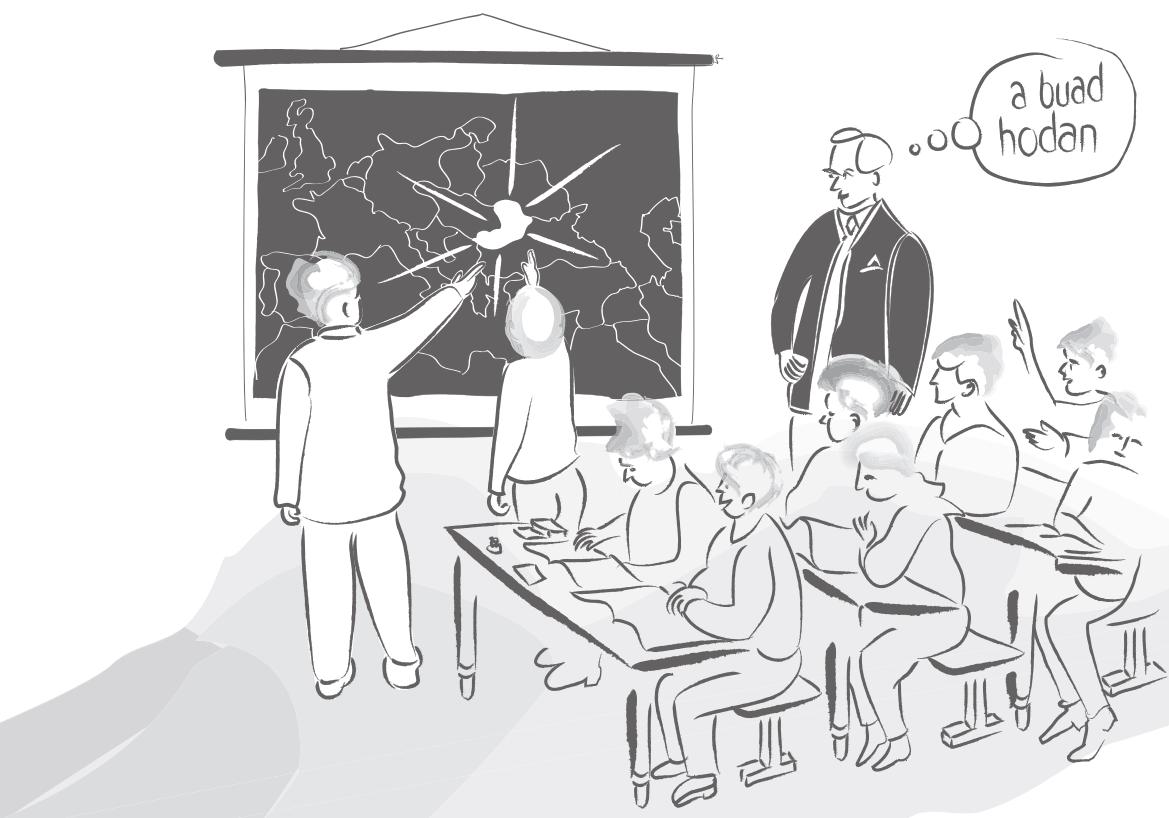
So steht nun Sorana vor dem Spiegel, träumt vor sich hin, sich betrachtend. Sie ist runder als noch vor einem Jahr, ihr Bauch gewölbt, die Brüste fester, ihr volles, dunkles Haar hochgesteckt, nur eine Locke fällt ihr in die Stirn, ihr Blick ist in die Ferne gerichtet, in Wien das Riesenrad suchend. Er müsse etwas erledigen, komme bald wieder zurück. Wann? Im Frühjahr, hatte er versprochen.

Nun jedoch ist sie allein mit ihrem erstgeborenen Sohn Eduard, sie konnte den Namen kaum aussprechen, nannte ihn lieber Elisei. Joseph hatte auf einem deutschen Namen bestanden. Eduard lag in der Wiege und schlief. Plötzlich weinte er auf, Sorana beugte sich über ihn, griff ihm auf das Köpfchen, streichelte ihm die Wangen. Da seufzte Elisei tief und schlief weiter. Und wenn er in Wien eine andere Frau findet, eine elegantere als sie, mit einem großen Federhut und einem langen, rosaroten, rüschenbestückten Kleid, darunter feine, hohe Lederschuhe, wie sie die vornehmen Damen auch in Bukarest tragen? Wird er zurückkommen und mit ihr hier leben wollen, mit ihr, Sorana, der kleinen, unscheinbaren Frau, in dem Dorf am Rande der Welt? Sorana richtet sich auf, betrachtet ihre Haarpracht, ihre Locken, ihre feste Gestalt. Ja, doch, er wird sie nach Wien holen, sie werden dort in einem großen Haus mit vielen Treppen, hohen Fenstern und marmornen Fußböden, wie sie es in einer Illustrirten gesehen hatte, wohnen. Vielleicht auch mit Dienstboten. Sie wird die fremde Sprache sprechen, einen Beruf erlernen, sie werden

ein neues Leben beginnen. Soranas Augen glänzen in den Spiegel hinein und strahlen zu ihr zurück. Da hört sie plötzlich ein Klopfen an der Türe, sie öffnet zögerlich, sie würde lieber noch in ihrem Traum verweilen. Ihr Bruder Liviu steht draußen, neben ihm der Postbote, der ihr eine Ansichtskarte entgegenhält. Von Joseph aus Wien. Sorana sieht das Riesenrad, es dreht sich, immer schneller, saust durch die Luft, aus den Fenstern der kleinen Waggons schauen Kinder heraus, lauter kleine Josephs mit blauen Augen, sie lachen und winken Sorana zu. Plötzlich steht das Rad still, die Wägelchen wackeln wild hin und her und heraus purzeln die Kinder, eines nach dem anderen segeln sie in weitem Bogen mit ausgebreiteten Armen auf den Boden unterhalb des Rades. „Was ist los mit dir, Sora? Geht es dir nicht gut?“, fragt Liviu besorgt, als er seine Schwester mit geschlossenen Augen im Türrahmen lehnen sieht. Er hält sie fest, stützt sie, aber schon ist sie aufgewacht, streicht sich die Locke aus der Stirn, richtet sich auf und sagt mit leiser Stimme: „Alles dreht sich, das ist der Walzer, ich werde Wienerin.“

2 Unbehauſt

1930 Wien Favoriten, Sammellager



Ein großes Vorstadthaus, zweistöckig, im Dach mehrere Luken, die weit offen stehen, drei Fenster mit schiefem Rahmen im Erdgeschoß, eine Eingangstüre, die jedes Mal laut quietscht, wenn sie geöffnet oder geschlossen wird. Und das geschieht recht oft. Die Familie Bruckner wohnt im Parterre, eine zehnköpfige Familie, ebenfalls aus Rumänien, im ersten Stock und einige Personen, aus Galizien stammend, im zweiten Stock. Auch am Dachboden sind mehrere Menschen aus dem Osten einquartiert, Ankömmlinge aus den Ländern der zerfallenen Monarchie. Rundherum stehen Baracken. Eisenbahner hausen darin auf der Durchfahrt, noch elender als die Familien im Sammellager. Die Schienenanlagen der Ostbahn befinden sich nur ein paar Meter entfernt.

Vielleicht gehörte das Haus einmal zu einem Gutshof. Die Felder, auf denen Gemüse für die große Stadt angebaut wird, liegen ganz nah. Um die Bahngleise zu überqueren, muss man jedoch weit gehen, zum Ostbahnhof ist es eine Stunde Gehzeit, vorbei am Gelände des Arsenals, Spielplatz der Bruckner-Kinder, auch die jüngeren, Andrei und Marta, sind bald dabei. Vorne am Gebäude des Arsenals ein prächtiger Torbogen, oben bewacht von steinernen Löwen, unten von lebendigen Wachmännern, dahinter ein Backsteingebäude nach dem anderen, dazwischen zahllose Höfe, Schuppen, Baracken, Hütten, Gärten, die frei zugänglich sind, denn für Begrenzungsmauern war nicht mehr genügend Geld vorhanden. Die Niederlage im großen Krieg hatte dem Areal Offenheit und den Kindern Platz für abenteuerliche Spiele beschert. Eduard und Joseph, Sorana nennt sie in ihrer Sprache Elisei und Josif, kennen sich dort bald sehr gut aus. Auf dem Weg zur Schule verlieren sie sich öfter in den Höfen des Arsenals und kommen zu spät in der Volks- und Bürgerschule in FAVORITEN an. Der Schulwart lässt sie dann nicht mehr in ihre Klasse.

Sie müssen draußen warten, auch wenn es noch so eiskalt oder glühend heiß ist. Das ist dem Lehrer Kapplmüller auch lieber so, denn die Bruckner-Buben sprechen ein Kauderwelsch und haben immer Einfälle, die die anderen Kinder zum Lachen und den Lehrer aus seinem Konzept bringen. Wenn sie es einmal geschafft haben, rechtzeitig zum Unterricht zu kommen, sitzen sie gespannt und höchst aufmerksam da, interessieren sich für alles, was der Lehrer erklärt, vor allem seine Geschichten über die weite Welt haben es ihnen angetan. Die große Landkarte, die er dafür aufhängt, beeindruckt sie sehr. Sie suchen darauf Rumänien, wo sie geboren sind, zeigen es den anderen Kindern und erzählen von dort, dem Dorfteich, der Kirche, den Großeltern, den bunten Ostereiern. In einer Mischsprache, jeden Tag ein wenig mehr Deutsch als Rumänisch. Auch Rechnen macht ihnen richtig Spaß. In ihren Hosentaschen sammeln sie wie kostbare Fundstücke Kastanien im Herbst, Kirschkerne im Frühjahr, Kieselsteine im Sommer und jederzeit kleine Münzen oder bunte Glasscherben, die sie dann auf der Bank auflegen, abzählen, hin- und herschieben und als Rechenmaschine verwenden. Die anderen Kinder bewundern die beiden, weil sie so frei, ungezwungen und selbstbewusst daherkommen. Nur dem Lehrer wird ihr Temperament manchmal zu viel.

„Eure Mutter soll einmal in die Schule kommen oder der Vater. Ich muss mit ihnen reden!“ Doch Eduard und Joseph, die beiden Brüder, antworten jedes Mal: „Geht nicht, Mamu kriegt Kind. Schon fünf, bald sechs. Papa weg, sucht Arbeit.“ Lehrer Kappelmüller zuckt die Schultern. „So sind sie, die Zigeuner. Kinder machen ja, aber arbeiten nicht.“